franz friczewski -- www.das-muster-das-verbindet.de
fassung vom 18. 4. 2013

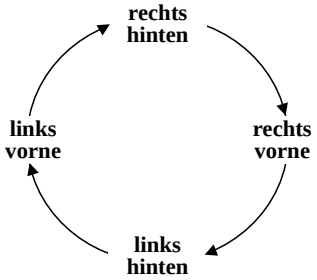
Unterwegs zur Quelle des Denkens
Reflexionen in der Wüste beim Betrachten des Kamelgangs

Ein Aufenthalt in der Wüste kann den Geist von den „Verkrustungen des Alltags“ [1)], von Gedanken-Müll reinigen, ihn auf eine heilsame Weise leer machen und für neue Verbindungen und Einsichten öffnen. Wie kommt das?

Es ist wohl das (scheinbar) chaotische Zusammen-Spiel von Wind, Sand und Sonne, das paradoxerweise Ordnung erzeugt: eine unendliche Vielfalt von Mustern und Formen, die aber alle auf wunderbare Weise spontan zusammen zu stimmen scheinen. In der Wüste lernt man wieder das Wundern; sie schärft die Aufmerksamkeit für stimmige Proportionen, für das *„Muster, das verbindet“* (Gregory Bateson) – für Schönheit. Wüste wird für den menschlichen Geist zum Spiegel, in dem er allmählich sich selbst, seine eigenen, grundlegenden Funktionsprinzipien wiedererkennt. Sie bringt uns wieder unmittelbar in die lebendige Gegenwart, an den Quellort des Denkens, in die *Präsenz*.

Was macht lebendige Präsenz aus?

Ich gehe in der Karawane, hinter meinem Kamel (genau genommen: ein Dromedar). Wie bewegt es sich eigentlich? In welcher Reihenfolge setzt es seine Hufe auf? Das Muster ist schnell ermittelt (sh. Skizze). Eine genauere Beobachtung zeigt: das Muster ist nie genau gleich. Je nach den Umständen – bergauf, bergab, Dünen,… – stellt es sich in unzähligen Variationen in perfekter Weise immer wieder neu her. Wieder ein Grund, sich zu wundern. Es muss ein Muster *hinter* dem Muster geben. Was ist, so frage ich mich, das (unsichtbare, geheimnisvolle) Muster, das verbindet?



Am nächsten Morgen beobachte ich Mohammed bei seinem kunstvollen Bepacken des Kamels. Er macht das jedes Mal ein wenig anders, fällt meinem Begleiter Thomas auf – und doch hat man das Gefühl, er weiß (im Gegensatz zu uns) ganz genau, was gerade stimmt und was nicht. Also auch hier die Frage: was ist das verbindende Muster, das Muster hinter den Mustern?

Den Schlüssel zum Verständnis dieser Fragen liefert der Begriff *„Kohärenz“* (= Zusammenhang,

Zusammenhalt). In der deutschen Alltagssprache ist er – anders als in romanischen Sprachen und im Englischen – eher ungebräuchlich. Besonders in der Physik spielt er eine Rolle: Die Schwingungen von Oszillatoren (z. B. Wasser- oder Schallwellen) können in Phase und Frequenz so aufeinander abgestimmt sein, dass sie sich überlagern („interferieren“) und dabei stabile, kohärente Muster bilden. Sonnenlicht z. B. ist hoch kohärent, ebenso der Laser, wenn auch auf andere Weise.

Auch Lebewesen lassen sich als kohärente Systeme betrachten. *Lebendige* Kohärenz unterscheidet sich von nicht-lebendiger dadurch, dass sie nicht mehr von äußeren Randbedingungen abhängt, sondern dass sie diese Randbedingungen *spontan* immer wieder neu erzeugt; anders gesagt: wenn die Komponenten ihre Oszillationen spontan so aufeinander abstimmen, dass ein zirkulärer, sich scheinbar selbst tragender Zusammenhang entsteht. Man kann daher auch von „zirkulärer Kohärenz“ sprechen.

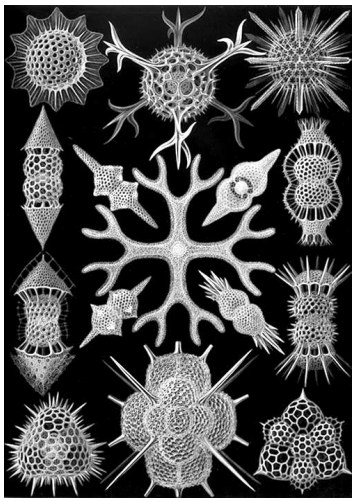
Wenn z. B. die (für diesen Zweck übrigens perfekt geformten) Hufe des Kamels mit dem Boden in Kontakt kommen, dann verbinden sich ihre Bewegungen spontanspielerisch zu einem scheinbar mühelosen Fluss, der dem Gelände in jedem Moment optimal angepasst ist und dem man das Prädikat „elegant“ oder auch „schön“ nicht versagen möchte.

Ich möchte Sie, liebe Leserin, lieber Leser, dazu einladen, diese Denkfigur der „zirkulären / lebendigen Kohärenz“ auch noch in einer etwas abstrakteren Formulierung nachzuvollziehen. Etwa so:

Oder etwas abstrakter: Wenn ein lebendes System in rekursiven Schleifen mit einem Medium oder Resonanzkörper in Kontakt kommt, dann verbinden sich seine Elemente *spontan* und dennoch sehr *präzise* zu einer "zweckmäßigen" Form, d. h. zu einer sich selbst tragenden, sich selbst fortlaufend stabilisierenden Einheit. Der Kybernetiker Heinz von Foerster nennt so etwas eine *„Eigenform“.*

Über natürliche Schönheit

Man kann das, was „lebendige Kohärenz“ meint, aber auch in Bildern sichtbar machen. Kaum jemand hat das treffender getan als der Biologe Ernst Haeckel; er zeichnete Radiolarien, das sind winzige, im Meer lebende Einzeller, die nur unter dem Mikroskop zu sehen sind.



Wie kommt es, dass wir in diesen „Kunstformen der Natur“ (Haeckel) Schönes zu erkennen glauben? Dazu ein kleiner Exkurs zu Kant.

In seiner „Kritik der Urteilskraft“ hat er das, was das „Schöne“ ausmacht, präzise auf den Punkt gebracht. Wenn wir einen Gegenstand als „schön“ beurteilen, so Kant, dann empfinden wir ein Lustgefühl, das aber *„ohne alles Interesse“* ist*,* d. h. der Gegenstand rührt uns allein von seiner Form her an: alles an ihm scheint zweckmäßig-stimmig proportioniert zu sein, ohne dass es sich das unseren, ihm äußerlichen Zwecken fügen würde (Kant: *„Zweckmäßigkeit ohne Zweck“).*

Ferner gehört zur Charakteristik des Schönen nach Kant, dass wir die Wohlproportioniertheit *intuitiv* erfassen, d. h. durch unmittelbare Anschauung, ohne den Umweg über Verstandesbegriffe und wortreiche Erklärungen, die es nur zerstören würden (Kant: der Gegenstand gefällt *„ohne Begriff“*). Ein schöner Gegenstand versetzt Einbildungskraft und Verstand in den Zustand eines *„freien Spiels“,* bis beide schließlich spontan „übereinstimmen“ – erkennbar an dem damit verbundenen Lust-

gefühl. „Wir weilen bei der Betrachtung des Schönen, weil diese Betrachtung sich selbst stärkt und reproduziert.“ Und schließlich: die Erkenntnis lässt sich Anderen *unmittelbar* mitteilen, d. h. es braucht dazu keine Beweise oder Argumente; man glaubt Grund zu haben, seine persönliche Erkenntnis (nämlich dass dieser Gegenstand schön ist), auch jedem Anderen unterstellen zu dürfen (wobei man in der Realität über Geschmack dann allerdings durchaus auch streiten kann und muss).

Ob wir das Prinzip „lebendige Kohärenz“ nun in Worten formulieren oder in Bildern: das „Wunder“ ist damit noch nicht erklärt. Der Versuch, es zu erklären und zu verstehen, ist legitim. Nur: man sollte sich dabei vor Kurz-Schlüssen hüten. Einen solchen, in seinen Konsequenzen nicht ungefährlichen denkerischen Kurz-Schluss bildet der heute populäre Mythos, es seien „die Gene“, „die Hormone“, „das Gehirn“, was diese erstaunlichen Leistungen vollbringt. Dahinter steht die alte, bis heute noch nicht überwundene Descartsche Idee vom Körper als Maschine. In Wirklichkeit ist aber der Organismus (inklusive Gehirn und Nervensystem) nichts ohne die aktive, lebendige *Tätigkeit der Hände, der Füße* usw., die ihn erst aktiviert, gestaltet und nährt. Er ist obendrein nichts ohne *die „Augen“, die uns Kultur und Sprache verleihen*. Und schließlich: er ist nichts ohne den *Tanz mit einem physischen Gegenüber, einem Alter Ego*, auf das wir uns nolens volens einlassen müssen.

Wenn wir zum Quellort menschlichen Geistes vorstoßen wollen, müssen wir also noch etwas tiefer bohren.

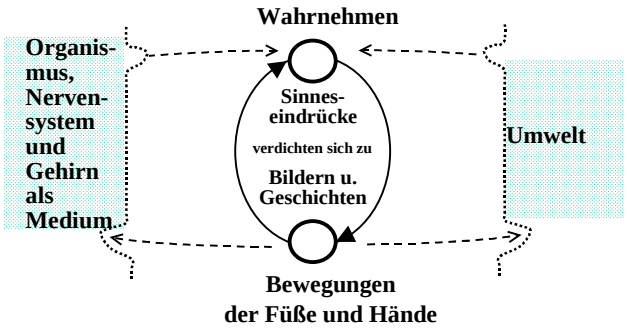
Wir denken mit Händen und Füßen…

Konzentrieren wir unsere Betrachtung einmal auf Nervensystem und Gehirn. Was tut das Nervensystem? Mittels seiner sensorischen Zellen nimmt es Informationen von außen auf, verarbeitet sie und reagiert dann mit motorischen Impulsen wieder nach außen – jedenfalls aus unserer Sichtweise als äußere Beobachter. Das Nervensystem selbst macht diesen Unterschied zwischen einem „Innen“ und einem „Außen“ nicht; es ist ausschließlich mit sich selber beschäftigt, genauer gesagt damit, unter allen Umständen seine eigene zirkuläre Kohärenz aufrechtzuerhalten – im Prinzip vergleichbar mit dem Kamelgang. Das heißt: die spielerisch-chaotischen Interaktionen der Nervenzellen (Oszillatoren) kondensieren allmählich zu kohärenten, robusten, sich selbst erhaltenden Mustern oder Eigenformen (sprich: zu bestimmten bevorzugten synaptischen Bahnen), die allerdings in gewissem Umfang weiterhin irritierbar bleiben (sonst wäre ja „Lernen“ nicht möglich).

Auch wenn unser Organismus mitsamt Nervensystem und Gehirn von einer Außenwelt nichts „weiß“ – er bildet trotzdem, oder besser: gerade deswegen genau *den* Resonanzkörper (das Medium), den wir benötigen, um uns „intelligent“, d. h. den jeweiligen Umständen angemessen, in unserer Welt bewegen zu können. Das heißt,

wenn wir unsere Füße, Hände, Finger und dann vor allem auch: unser Mund-„Werkzeug“ gebrauchen, dann erhalten wir vom Nervensystem umgehend eine Art Echo – zunächst in Form ungeordneter, sinn-loser Sinneseindrücke – , die sich dann aber immer mehr zu *kohärenten, „stimmigen“ Bildern und Geschichten* verdichten. Anders gesagt: wir nutzen das vom Nervensystem erzeugte „Echo“ unseres Organismus, um uns dann in der Interaktion mit unserer Umwelt auf „stimmige“ Bilder einzuschwingen.

Und wenn wir dann diesen Bildern folgen (indem wir nämlich Füße, Finger, Mund, Zunge, Kehlkopf usw. bewegen), dann aktivieren, ernähren und verändern wir umgekehrt wieder die Muster des Gehirns, des Nervensystems, des Organismus – der Kreis schließt sich.



…und mit inneren Bildern

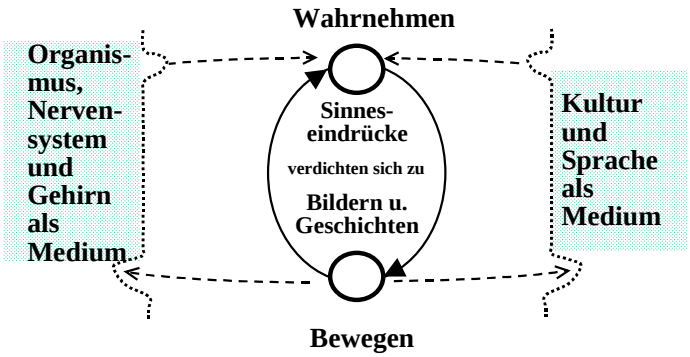
Kamele und andere Tiere können kaum anders als ihren inneren Bildern und damit ihren instinktiven Impulsen zu folgen; Wahrnehmung und Bewegung, innere und äußere Bilder fallen für sie ununterscheidbar zusammen. Wir Menschen von der Gattung „homo sapiens“ dagegen können Wahrnehmung und Bewegung sowie innere und äußere Bilder auseinander halten; wir können innerlich ein „stopp“ setzen, innehalten und, ehe wir handeln, uns Nicht-Vorhandenes in *phantasierten* Bildern und / oder Geschichten *vorstellen* (= vor uns hinstellen). Das heißt, wir können Handlungsalternativen entwerfen und wählen, und zwar – wie der o. e. Kamelführer – in der Regel blitzschnell, flüssig, treffsicher.

Auch diese erstaunliche Fähigkeit ist nicht etwa an irgendeinem Ort im Gehirn gespeichert. Sie ergibt sich daraus, dass uns Menschen – neben dem eigenen Organismus – noch ein zweites, scheinbar ganz andersartiges, nämlich geistiges Medium zur Orientierung zur Verfügung steht, nämlich *Kultur und Sprache*. Kultur ermöglicht menschlichen Wesen ein höchst bewundernswertes Kunststück: nämlich – quasi wie ein Fisch im Wasser – stimmig in einer Welt zu leben, die durch und durch, sozusagen: nahtlos und unhintergehbar aus *selbstgeschaffenen*, *phantasierten Bildern und Geschichten gewoben* ist. Kultur spannt sich genau in dem Moment auf, wenn Menschen anfangen zu denken und zu handeln; sie braucht ihnen nicht äußerlich übergestülpt oder eingetrichtert zu werden.

Kultur ist nicht unbedingt an Sprache gebunden; schätzungsweise 1,5 Millionen Jahre lebten Menschen (Hominiden) in „mimetischen“ (vor-sprachlichen) Kulturen (M. Donald). Und wenn wir auf die Welt kommen (neuere Forschungsergebnisse zeigen: auch schon vor der Geburt) werden wir auch ohne Sprache bereits zu perfekten Teilnehmern einer ganz bestimmten Kultur. Sprache erweitert allerdings die Möglichkei-

ten von Kultur beträchtlich – ohne die Augen der Sprache blieben die Blicke des Menschen in vieler Hinsicht leer (Ricoeur).

Genau an der Nahtstelle zwischen den beiden Medien oder Resonanzkörpern, also zwischen Biologie und Kultur und nicht „im Gehirn", entspringt die Quelle menschlichen Denkens; denn hier öffnet sich die Möglichkeit innezuhalten, nach-zu-denken… und „stimmige" Alternativen zu wählen (sh. Grafik).



Der menschliche Geist ist insofern „ein hybrides Produkt, in dem Materie, nämlich unser Gehirn, mit einem unsichtbaren symbolischen Gewebe, nämlich der Kultur, verwoben ist, woraus ein weit verzweigtes kognitives Netzwerk entsteht. Allein dieser hybride Charakter unseres Geistes ermöglichte es der menschlichen Spezies, die Grenzen zu überschreiten, denen die übrigen Säugetiere unterworfen sind." (M. Donald).

Diese Formulierung des kanadischen Anthropologen erklärt uns zwar immer noch nicht das Geheimnis menschlichen Geistes, hat aber den unschätzbaren Vorteil, dass sie die Nahtstelle zwischen unserer materiellen und unserer geistigen Existenz erst einmal offen lässt, statt sie, wie üblich, einfach mit dem eigenen Gedankenmüll zuzuschütten. Die Frage, was die Quelle menschlichen Denkens ausmacht; was es dazu braucht, den Kreis zwischen Biologie und Kultur so zu schließen, dass wir als Individuen und als Gattung überleben können und nicht unsere eigenen Ressourcen untergraben – diese Frage bleibt erst einmal noch offen. Ihr möchte ich mich in den folgenden Abschnitten zuwenden.

Zuvor aber noch ein Hinweis zur Vorsicht, eine Warnung. Bei dem Versuch, dem „Quell-Code" menschlichen Denkens auf die Spur zu kommen, lauern nämlich zwei Fallen. Die erste: Die menschliche Sprache, mit deren „Augen" wir ja – im Unterschied zu Kamelen – denken, neigt dazu, Prozesse zu ver-dinglichen und damit das, was Geist entscheidend ausmacht, zu verpassen. Wir sagen; „*DER* menschliche Geist" – und übersehen, dass wir damit bereits einem Werden, einem Prozess eine dingliche Existenz gegeben haben, der wir dann bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten zusprechen zu dürfen glauben. Eine zweite Falle lauert in Aussagen wie „Geist ist das große Ganze, Allumfassende." Der Fehler liegt hier in dem Wort „ist"; damit sprechen wir einem Etwas, über das wir weiter nichts aussagen können, ein Sein, eine Existenz zu. Wittgenstein: „Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen."

Aber die Warnung enthält zugleich auch eine Hoffnung, ein Versprechen: Wer sich auf dem Mittelweg zwischen den beiden Extremen hält, wer die Anstrengung des Begriffs nicht scheut und den Tanz auch genießen kann, der wird belohnt. Er hat

sich nämlich eine Richtschnur, ein Denkwerkzeug, eine „regulative Idee“ (i. S. von Kant) erarbeitet, die es erlaubt, Unterscheidungen zu treffen, die auf neuartige Weise „Sinn machen“. Dazu braucht es den Mut, *„sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“*, wie Kant es in klassischer Form ausgedrückt hat.

Und dabei gibt es, wie sich noch zeigen wird, etwas Überraschendes zu entdecken: Menschlicher Geist hat offenbar etwas zu tun mit *Sinn für Schönheit*, mit Sinn für Ästhetik. Und das, was diesen Sinn für Schönheit hervorbringt und schärft, sind *Liebe und Spiel*, nach Humberto Maturana die „vergessenen Grundlagen des Menschseins“ – aber Vorsicht: auch das ist nichts, was sich irgendwie benützen oder „anwenden“ ließe – es ist nur eine „regulative Idee“.

Denken heißt: im großen menschlichen Drama Präsenz zeigen

Dass der *Organismus*, also etwas sehr Handfestes, auf die Bewegungen unserer Hände, Füße usw. mit einem Echo antwortet; und dass wir dieses Echo dann nutzen können, um uns in der Welt zurechtzufinden – das ist ja noch einzusehen. Aber *Kultur* (oder gar Sprache) als Medium? Ist denn Kultur, wie wir oben sahen, nicht durch und durch aus unseren *eigenen* phantasierten Bildern und Geschichten gewoben? Damit diese unsere Bilder und Geschichten uns verlässlich Orientierung geben können, müssten sie uns – so wie der Polarstern – als etwas *von uns Unabhängiges* und *unverrückbar Gültiges* gegenübertreten können. Ist das nicht paradox?

Jetzt wird es spannend. Wir nähern uns langsam, Schritt für Schritt, der Quelle menschlichen Denkens.

Kultur und Sprache sind zwar rein geistige, der menschlichen Einbildungskraft entstammende Phänomene, sie treten uns aber durchaus in physisch-sinnlicher Gestalt gegenüber, und zwar in der Form von „*Dispositiven*“, wie M. Foucault sagen würde, d. h. als etwas Vorgefertigtes, über das wir disponieren können, um die darin angelegten Möglichkeiten für uns zu realisieren. Man kann zwei Arten von Dispositiven unterscheiden: Zum einen können es *Artefakte* sein wie z. B. Musikinstrumente, Werkzeuge, Haartracht, Körperschmuck, Kleidung, Gebäude, Straßen, der Thron eines Königs – all jene Dinge eben, die für die Menschen einer Kultur das ausmachen, was sie „Realität“ nennen. Dispositive sind zum anderen aber auch *Charaktermasken* oder, wie man sagen könnte: *allgemein verkörperte Denkformen*, wie sie sich z. B. im würdevollen Auftreten eines Königs, in der unterwürfigen (Körper-)Haltung und Mimik seiner Untertanen oder auch in den dazugehörigen Sprachfloskeln zeigen.
Warum dieser eigenartige Ausdruck „allgemein verkörperte Denkform“?

- „Denkform“ deshalb, weil sich in diesen äußeren Formen (Mimik, Gestik, Stimme, sprachlicher Ausdruck…) ganz bestimmte *Denkmuster* zeigen. Bezogen auf das Beispiel der Untertanen des Königs beschreibt Marx sie so: „Dieser Mensch ist z. B. nur König, weil sich andere Menschen als Untertanen zu ihm verhalten. *Sie glauben umgekehrt Untertanen zu sein, weil er König ist*." (Hervorhebung durch mich, F. F.)
- „Verkörpert“ sind diese Denkformen, weil sich in ihnen bestimmte innere Bilder / Geschichten / Mythen *ver-körpern*; d. h. sie sind den Akteuren des Dramas (z. B. des Dramas König vs. Untertanen) irgendwann einmal „in Fleisch und Blut übergegangen“.
- Und „allgemein“ sind sie, weil es sich um *allgemein geteilte*, sozusagen a priori gültige (= unverrückbare, nicht mehr zu hinterfragende) Vorstellungen handelt. Nur *deshalb* können sie uns überhaupt das objektive Echo liefern, das wir menschliche Wesen brauchen, um uns in der Welt zu orientieren.

Soweit, so gut. Aber der (bisher ungeklärte) Dreh- und Angelpunkt ist doch die Frage: Wie können uns unsere eigenen, *subjektiven* Bilder und Geschichten als etwas scheinbar *objektiv* Existierendes („dieser Mensch IST König“) gegenübertreten, d. h. als etwas, was unser Denken und Handeln, vergleichbar dem Polarstern, verlässlich anleitet? Was für ein Mechanismus ist hier am Wirken? Ist es etwa explizite Vereinbarung, ein contrat social? Zwang und Gewalt? Oder ist es Manipulation, Gehirnwäsche, Verschwörung? Nichts davon würde funktionieren. Kultur und Sprache funktionieren nur, wenn die individuellen Bilder und Geschichten *spontan* zusammenstimmen, ohne bewusste Intention der Beteiligten. Das heißt: Kultur und Sprache spannen sich als ein perfekter Zusammenhang genau in dem Moment auf, in dem Menschen anfangen zu denken und zu handeln. Hier passt sehr schön ein (nur auf den ersten Blick etwas befremdlich wirkender) Begriff Kants, nämlich *„Synthesis a priori“.*

Also*: „Triff eine (erste) Unterscheidung“* könnte man mit George Spencer-Brown zu sich selbst sagen, d. h.: *„Fang einfach an, an dem Platz, an dem du gerade bist, spiel deine Rolle, obwohl du nicht wissen kannst, wie es weitergeht. Alles Andere ergibt sich von selbst“*

Alleine schon, um biologisch zu überleben, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als dieser Aufforderung zu folgen. Damit der fragliche Mechanismus in Gang kommt, damit sich also Kultur als ein perfekter Zusammenhang „aufspannt“, genügt es, dass wir auf das Reale, Zu-handene – eben auf die „Dispositive“ – zurückgreifen. Es genügt also, dass z. B. der König auf seinem Thron Platz nimmt, die Untertanen die dem entsprechende Haltung einnehmen, dass also alle in ihre Rolle schlüpfen und sie „spielen“, d. h. mit Leben füllen: Genau in diesem Moment nämlich werden sie Teil-Nehmer des großen *Diskurses* (um einen weiteren Begriff Foucaults zu gebrauchen); sie werden *Teil des Dramas, das alle zusammen als Akteure inszenieren und aufführen – und dessen Zuschauer sie gleichzeitig sind. Da braucht es also niemanden, der im Hintergrund Regie führt oder das Ganze programmiert*.

Insoweit sind sie oder sind wir – im Sinne der Systemtheorie – erst einmal *Beobachter erster Ordnung*, d. h. naive Beobachter, für die ein König eben ein König ist, ein Untertan ein Untertan usw. Die Idee, dass da niemand ist, der den Diskurs / das Drama steuert, kommt uns in diesem Modus des Beobachtens nicht in den Sinn; vielmehr sehen wir uns entweder als „Täter“ oder als „Opfer“, was dem ganzen Drama dann aber gegebenenfalls eine wenig heilsame Richtung gibt. Früher oder später droht das Ganze aufgrund seiner inneren Widersprüche entweder im Stillstand zu landen oder im Chaos zu versinken (historische Beispiele dafür gibt es genug).

Um das zu vermeiden, können wir aus der Haltung des *naiven Beobachters* heraustreten und unser eigenes Beobachten – bzw. das der Anderen – beobachten, d. h. zum reflektierenden Beobachter oder *Beobachter zweiter Ordnung* werden. Die gewünschte verlässliche Orientierung (den „Polarstern“) gewinnen wir auf diese Weise aber auch nicht; das Aufschaukeln der jedem sozialen System immanenten Widersprüche können wir so nur zeitlich hinauszögern.

Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, das sog. „Re-entry“ oder *Beobachten dritter Ordnung*: Im Zuge eines rekursiven Oszillierens zwischen Innen- und Außenperspektive können wir uns leer machen von altem, unbrauchbaren Gedanken-

müll (vgl. hierzu auch die Einleitung!) und schließlich mit *VERÄNDERTEN BLICK* wieder in Rolle eintreten. Wir können dann Innen und Außen (uns selbst und die Anderen) als zwei komplementäre Seiten ein und derselben Form erkennen; zwei Seiten, zwischen denen wir beliebig wechseln können, ohne den Anschluss zu verpassen, ohne das Gesicht zu verlieren und ohne Angst haben zu müssen, dass der Boden wegbricht, der uns trägt. Genau in diesem Moment sind wir dann auch in Kontakt mit der Quelle des Denkens.

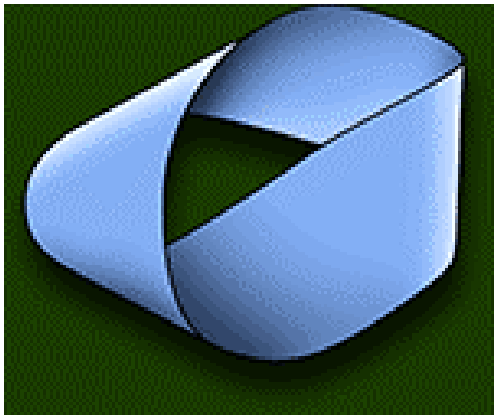
Der geeignete Begriff für diese Haltung ist *PRÄSENZ*: ein Zustand geistiger Anwesenheit, die auch den Körper einbezieht und auf die Umgebung ausstrahlt. Nur im Zustand der Präsenz können wir die Tragikomik und die Schönheit des Ganzen sehen, kurz: die „lebendige Kohärenz“ menschlicher Existenz.

Die große, offene Frage ist natürlich: *Was „ist“ dieser „veränderte Blick? D. h.*
a) wie kommt er zustande? Und
b) welche innere Haltung und welche soziale Konstellation braucht es dafür?

Mimesis: Aufmerksamkeit für wirksame, verbindende Muster

Weil wir Wirklichkeit gewöhnlich nun mal mit *den Augen der Sprache* sehen (wir können kaum anders), erscheint uns die Vorstellung, *beides zugleich* zu sein, also innen *und* außen bzw. Ich *und* der Andere, paradox – ein Un-Ding. Ob nun Tamaschek (die Tuareg-Sprache), Chinesisch oder Bayrisch – Sprache ist grundsätzlich *binär codiert*; das heißt: etwas *IST* oder *IST NICHT*; alles, was der Fall ist, wird einer der beiden Seiten zugeordnet; anders kann Sprache auch nicht funktionieren (siehe auch die obige Anmerkung zu „DEM“ Geist). Für die frühen Menschen der vorsprachlich-mimetischen Kultur gilt das allerdings noch nicht, ebenso nicht für Kinder und für Künstler.

Da es leichter ist, sich die Einheit der Unterschiede erst einmal *vor-sprachlich / bildlich* vorzustellen, schlage ich ein kleines Gedankenexperiment vor. Versuchen Sie dabei sich selbst, d. h. ihr eigenes Beobachten zu beobachten, was zugegeben nicht leicht ist. Also: Nehmen Sie in der gedanklichen Vorstellung einen Streifen biegsamen Materials (Stoff, Papier, …), halten ihn am einen der beiden Enden fest, drehen ihn am anderen um 180° und kleben dann beide zusammen (eine sog. Möbius-Schleife). Mit den binär codierten Augen der Sprache betrachtet, hat das Band



zwei Kanten, ebenso hat es eine von der Vorderseite eindeutig zu unterscheidende Rückseite. Streichen Sie nun gedanklich mit dem Finger an einer der beiden Kanten aufmerksam entlang (versuchen Sie das erst einmal, ohne auf die Abbildung zu schauen; das ist nicht einfach; aber genau das ist die vor-sprachliche, mimetische Erfahrungsdimension, um die es hier geht!) … dann er-fahren Sie eine ganz andere Wirklichkeit: die Trennung oben / unten bzw. vorne / hinten lässt sich nicht mehr aufrechterhalten, sie fällt buchstäblich in sich zusammen: das Band hat jetzt nur *eine* Seite und nur *eine* Kante.

Diese sich von Moment zu Moment vollziehende, unmittelbare EINHEIT DES UNTERSCHIEDS von
- *SINNLICH-KÖRPERLICHEM TÄTIG-SEIN, d. h. der irritierbaren Verknüpfung von Wahrnehmen und Bewegen; und*
- *BEWUSSTEM BEOBACHTEN, d. h. Oszillieren zwischen Innen- und Außen-Perspektive*

nenne ich Mimesis.
Mimesis bedeutet, dass die Grenze zwischen dem Beobachter und dem Beobachter verschwindet. Mimesis ist die Aufmerksamkeit für verbindende Muster, für das, was Hier und Jetzt wirk-sam verbindet.

Gewöhnlich schenken wir dieser Dimension wenig oder gar keine Aufmerksamkeit – obwohl sie unser Erleben und Handeln, obwohl sie selbst noch die abstrakteste Kommunikation wie ein Schatten immer mitbegleitet; und obwohl sie äußerst *wirk-mächtig* ist: denn mit der Bewegung unserer Hände und Füße, mit Mimik und Stimme aktivieren, gestalten und nähren wir auf der einen Seite unseren Organismus, auf der anderen Seite die Kultur und die Sprache, in der wir existieren – und damit unsere eigenen Ressourcen. Die Vernachlässigung dieser Dimension unserer Existenz kann u. U. katastrophale Folgen haben.

Ich schlage vor, zwei Arten von Mimesis zu unterscheiden: physische und soziale Mimesis, wobei beide aber nicht getrennt gesehen werden dürfen, sie setzen sich gegenseitig voraus.

Physische Mimesis ist ein aufmerksames, irritierbares Entlangfahren – z. B. mit den Fingern, mit Augen und Händen z. B. beim Zeichnen – an den Konturen, die ein physisches Objekt (ein „Gegen-stand“) darbietet. Das obige Gedankenexperiment (Möbiusschleife) ist ein Beispiel dafür. Ein weiteres Beispiel ist buddhistische Achtsamkeits- oder Einsichts-Meditation, auch Vipassana genannt: ein aufmerksames, kontinuierliches Beobachten der Bewegung, die der Atem im Körper verursacht. Viele, wenn nicht alle genialen Forscher haben ihre bahnbrechenden Ideen gefunden, indem sie das, was sie (durch das Fernrohr, im Mikroskop etc.) sahen, sehr aufmerksam, quasi meditativ zeichneten – so z. B. Galileo, Leibniz, Cajal, wahrscheinlich auch Einstein, der von sich behauptete, er denke mit seinen Muskeln.

Soziale Mimesis ist ein gegenseitiges Angleichen innerer Bilder und Geschichten durch aufmerksames *wechselseitiges Vor- und Nachahmen.* Auch dazu ein kleines, diesmal leichter nachzuvollziehendes Gedankenexperiment; leichter deshalb, weil sich die entsprechende Erfahrung vermutlich bereits in Ihrem Organismus ver-körpert hat. Also: Stellen Sie sich zwei Menschen an einer zweigriffigen Baumsäge vor. Nach einer anfänglichen Phase mühsamen Bewegens der Säge „gegen den Widerstand des Holzstücks und die unkoordinierte Arbeit des Partners entsteht plötzlich ein Tun, das nicht mehr als Durchsetzen des eigenen Rhythmus gegen den anderen, sondern als freies Verfügen-Können über die eigenen Kräfte erlebt wird. In diesem Augenblick ist auch das Holzstück aus einem persönlich erlebten Widerstand gegen die eigene Anstrengung zu einer gemeinsamen Sache, einer ‚res communis’ geworden, die man mit dem Partner teilt.“ (Christian und Haas, zitiert nach v. Uexküll)

Kleist hat die Wirksamkeit von Mimesis meisterhaft in seinem Essay „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ dargestellt. Anschaulich beschreibt er z. B. eine Szene in der französischen Ständeversammlung von 1789, kurz vor Ausbruch der Revolution: auf dem Höhepunkt eines hitzigen Dialogs mit dem Zeremonienmeister des Königs, der die Versammlung für aufgelöst erklärt, kreiert Mirabeau spontan die bis dahin undenkbare Denkfigur der Volkssouveränität: „Was berechtigt Sie, uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.

Die Nation gibt Befehle und empfängt keine.“ Besonders schön (und nachlesenswert), wie Kleist hier die feinen mimetischen Nuancen der Konversation zwischen Mirabeau und dem Zeremonienmeister beschreibt. „Vielleicht,“ so fügt er an „dass es auf diese Art das Zucken einer Oberlippe war oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte.“

Die große Bühne: Mirabeau spricht den Gedanken der Volkssouveränität.

Wenn wir nun, wie Kleist, den Fokus der Aufmerksamkeit auf den (verborgenen) mimetischen oder Handlungs-Aspekt unserer alltäglichen, oft destruktiven Sprach-Spiele legen, öffnet sich eine neue, ungewohnte Perspektive: ein Blick hinter den scheinbar undurchdringlichen Schleier, den unser menschliches Sein-in-Sprache fortlaufend über unser Denken und Handeln legt, ein neuer, frischer, unvermüllter Blick auf den Ursprung oder Quellort unseres Denkens, auf unser In-Kontakt-Sein hier und jetzt; auf das *Handeln*, mit dem wir von Moment zu Moment genau *die* Welt hervorbringen, in der wir leben.

The matrix, which embeds

Nun zu der Frage: Welche innere Haltung braucht dieser „veränderte“, nicht mehr binär codierte Blick?

Im Grunde geht es schlicht darum, jenen instabilen, nichts fixierenden Blick einzuüben, den Kant (siehe oben) mit seiner Bestimmung des Schönen (bzw. des *Erhabenen*, auf das ich oben aber nicht eingegangen bin) vorschlägt: nämlich sich nicht von seinen persönlichen Vorlieben und Abneigungen leiten zu lassen („ohne alles Interesse“); auch nicht auf fertige Begriffe zurückzugreifen; sondern sich von dem jeweiligen Gegenüber in den Zustand eines „freien Spiels“ von Einbildungskraft und Verstand versetzen zu lassen – solange, bis sich spontan ein tiefenscharfes, selbst-tragendes, stimmiges Bild einstellt, von dem wir annehmen können, dass Andere es ebenso sehen.

Das heißt: das Muster, das alle Bilder, Geschichten einer Kultur verbindet – oder vielleicht besser: *die Matrix, die alle Bilder und Geschichten in sich aufnimmt und nährt* („the matrix, which embeds“, Heinz von Foerster), kann im Prinzip nichts Anderes sein als das, was wir eingangs schon am Beispiel des Kamelgangs gesehen haben: *LEBENDIGE KOHÄRENZ* oder *SCHÖNHEIT.* Also:

* die inneren Bilder *unterschiedlichster* Individuen
* fügen sich *spielerisch-spontan* und zugleich *perfekt-präzise*
* zu einem *sich-selbst-tragenden kohärenten Handlungsstrom in Form von* Kultur, Sprache, Gesellschaft.

Die allereinfachste, grundlegende, ur-sprüngliche Matrix, die das möglich macht, ist daher das Bild, das von lebendiger Kohärenz und Schönheit „spricht“.

Die Frage ist nur: Wo kommt dieses Bild her? Wo ist sein Ursprung? *Am Anfang dieser grundlegenden menschlichen Erfahrung – und hier stoßen wir nun endlich auf die gesuchte Quelle des Denkens – steht etwas, was allein den Menschen auszeichnet:* DIE FREUDE AM GEMEINSAMEN TUN (Tomasello, Maturana etc.).

Wir finden das Muster lebendiger Kohärenz, den sich-selbst-tragenden Handlungsstrom, z. B. in der Mutter-Kind-Dyade. Ebenso muss es das Grundmuster der vorsprachlichen Epoche menschlicher Evolution gewesen sein, der mimetischen Kultur (Donald), vor über einer Million Jahren. Ausgangspunkt war schlicht und einfach die auch schon bei Primaten vorhandene *Lust am Spiel*: Indem die frühen Menschen Naturvorgänge – z. B. das „Spiel" des Winds mit dem Feuer, mit Wasser, mit Blättern, mit Sand – nachahmten, lernten sie, in ihrem eigenen Erleben die Arbeitsweise von *Natur* und die ihres *eigenen Geistes* auseinander zu halten, also „Innen" und „Außen" bewusst zu unterscheiden – und beides spielerisch aufeinander abzustimmen. Sie entwickelten dabei Aufmerksamkeit für stimmige Proportionen und das heißt: *Sinn für Ästhetik*.

Neben dem Spiel brauchte es aber noch einen zweiten Aspekt: den der Gemeinsamkeit oder *Liebe*. Um das zu verstehen muss man sich erst einmal freimachen von all den Konnotationen, die wir gewöhnlich mit dem Wort „Liebe" verbinden (wie „Leidenschaft", „Intimität" oder „Ethik"). Gemeint ist ganz schlicht eine bestimmte innere Haltung: nämlich einem Anderen, unabhängig davon, was dieser gerade tut oder nicht tut, in Ko-Existenz mit einem selbst Raum zu gewähren (Humberto Maturana).

Diesen entscheidenden Schritt zu einer Gruppe mit „gemeinsam geteilten Intentionen" (Tomasello) vollzogen die frühen Menschen in dem Moment, als sie lernten, angesichts übermächtiger Naturgewalten wie etwa Feuer oder wilden Tieren, Mimesis *gemeinsam* einzusetzen, als Mittel für die Bewältigung des Ur-Schreckens durch Singen, Tanzen und Trommeln. Wenn sie im Medium der „Musik" in immer wiederkehrenden („rekursiven") Schleifen ihre Bewegungen wechselseitig nach- und vorahmen, so fanden sie heraus, dann können sie ihr Verhalten auf *spielerische* Weise *präzise koordinieren*. Denn spontan, fast wie von Geisterhand gelenkt, entsteht dann etwas, was wir heute einen „Groove" nennen würden, eine Art Schwebezustand: ein kohärenter, stabiler, *sich (scheinbar) selbst tragender Handlungsstrom oder –kontext*. Rhythmus oder Groove spart Kraft und zieht gerade deshalb individuelle, heterogene Bewegungen in einen gemeinsamen, kohärenten Fluss. Es entsteht eine scheinbar eigenständige, nicht-physische, aus bloßen Relationen gewobene „Realität", die dennoch Wirkungen in der physischen Welt hervorruft. Man macht die paradoxe Erfahrung, *autonomer* Teilnehmer an etwas zu sein, was *unabhängig von einem selbst* zu existieren scheint.

Bewusstsein und Kultur sind im mimetischen Stadium allerdings noch flüchtig und sehr fragil, in jedem Moment vom Zerfall bedroht und daher immer gebunden an die physische Nähe Anderer. Der soziale Zusammenhang muss, damit er nicht zerfällt, immer wieder neu inszeniert und aufgeführt werden. Das klingt aus unserer heutigen, zweckrationalen Sicht sehr aufwändig, die frühen Menschen taten dies aber zweckfrei, aus bloßer Freude am gemeinsamen Tun, d. h. *spielerisch* und in *gegenseitiger Annahme*; vergleichbar einem Kind, das spielend versucht, auf zwei Beinen zu stehen und zu gehen, das sich nichts daraus macht, wenn es dabei immer wieder hinfällt und das ganz nebenbei – „spielerisch" – laufen lernt.

Erst auf der Basis von Mimesis, von Liebe und Spiel, nicht vorher, konnte sich dann *Sprache* entwickeln und mit ihr das uns heute so selbstverständliche *Selbst-Bewusstsein*, das uns auch dann noch zur Verfügung steht, wenn kein Gegenüber, kein „alter ego" mehr da ist, das uns als Person spiegelt und anerkennt. Wir haben

die Spiegelung durch Andere verinnerlicht, d. h. den Anderen als eine selbstverständliche Realität in uns *ver-körpert* – und vergessen daher oft leicht, dass wir das, was wir sind, nur durch Andere sind.

Mit den Augen der Sprache denken

Welche soziale Konstellation braucht es für die Pflege des „veränderten Blicks“?

Auch in der *Welt der Sprache* ist das grundlegende verbindende Muster, die nährende Matrix, nach wie vor wirksam, wenn auch eher verborgen und *binär codiert*, also: etwas ist *entweder* schön-lebendig-schöpferisch *oder* nicht schön-lebendig-schöpferisch. Aber auch heute noch verbindet es uns, wenn auch meist wenig beachtet, mit der anderen, der *nicht-sprachlichen Welt* (in der es keine festen, binären Unterscheidungen gibt). Dies deshalb, weil wir die Welt, in der wir leben, letztlich gar nicht anders als durch unseren gemeinsamen Tanz – durch Mimesis – in Gang halten und nähren können – andernfalls würden wir den Boden untergraben, auf dem wir stehen. Allerdings ist das Bewusstsein davon und die Aufmerksamkeit dafür im Prozess der Zivilisation und durch unser blindes Vertrauen in analytische Wissensproduktion zunehmend verloren gegangen.

In der archaischen Stammesgesellschaft war das Switchen zwischen diesen beiden Welten noch selbstverständlich und wohl auch täglich gelebte Praxis; nicht etwa, weil es edlere Menschen gewesen wären, sondern allein, weil sie anders nicht überlebt hätten. Für sie repräsentierte das Bild der Großen Mutter (Magna Mater) jene schöpferische, „unsichtbare Kraft, (…) die die vielfältigen Lebensformen auf der Erde und damit auch sie selbst hervorgebracht hat“ (G. Hüther). Es diente ihnen als

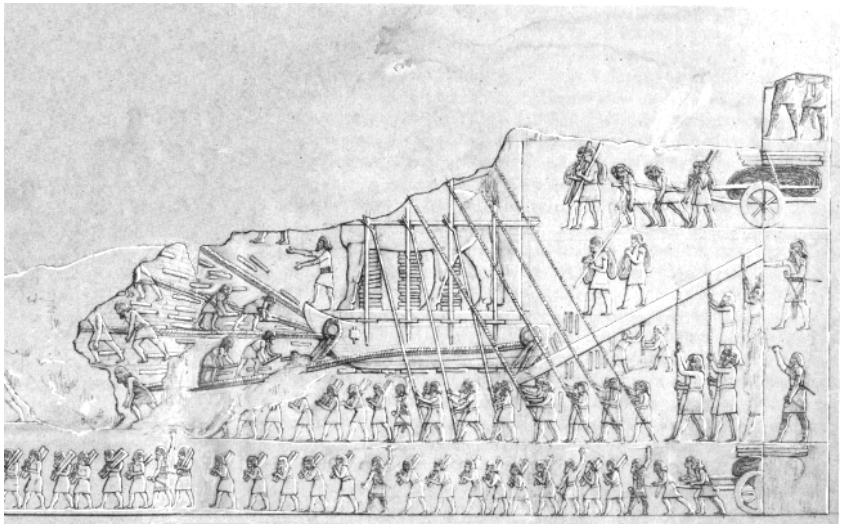
ihr zentraler Fix- und Orientierungspunkt, an dem sie ihre individuellen Bilder und Geschichten immer wieder neu ausrichten und zur Übereinstimmung bringen konnten (und – bei Strafe des Untergangs – auch mussten). Die bekannten, z. T. mehr als 30.000 Jahre alten sog. Venus-Figuren (an denen bis heute viel herumgerätselt wird) waren Dispositive, die dabei eine, vielleicht sogar *die* entscheidende Rolle spielten: sie sind als magische Instrumente zu sehen, mit deren Hilfe sich die andere Welt jederzeit und an jedem Ort rituell inszenieren und aufführen ließ. Dennoch dürfen wir uns das nicht unbedingt als Idylle vorstellen. So herrscht z. B. in der archaischen Stammesgesellschaft sicher nicht die von Rousseau postulierte Harmonie; schließlich hat schon die benachbarte Stammesgemeinschaft möglicherweise einen ganz anderen Begriff von Schönheit – Grund genug, sie als Fremde auszugrenzen und ihnen die Köpfe einzuschlagen.

In die ur-sprüngliche Matrix haben sich dann später noch mehrere andere eingeschrieben; sie wurde dabei (wie ein alter Papyrus, ein sog. Palimpsest) immer

wieder über-schrieben und dabei immer mehr verdeckt. Die binäre Seite der Welt-in-Sprache hat so im Lauf der Zeit gegenüber der mimetischen, performativen Seite immer mehr die Oberhand gewonnen; das Switchen zwischen beiden Welten wurde immer weniger selbstverständlich, weil scheinbar überflüssig.

Das Muster, das vor ca. 10.000 Jahren (Sesshaftwerdung, Astronomie und Zeitmessung, Megalithkulturen) erstmalig die Grundmatrix variierte, ist das der *Wahrheit*. Aber erst mit der Erfindung der *Schrift*-Form von Sprache vor 5.000 Jahren vollzog sich dann der fundamentale Bruch mit der archaischen Welt der Bilder und der gelebten Mimesis. Schrift ermöglichte nicht-mimetische, *analytische* Wissensproduktion (Proto-Wissenschaft), Staatsapparat und die Trennung von Hand- und Kopfarbeit. Das entscheidende vergesellschaftende Medium wird nun *Macht*, eingeschrieben zwar in die (binär codierten) Medien „Schönheit“ und „Wahrheit“, diese zugleich aber *über*-schreibend – symbolisiert, für Alle sinnlich erfahrbar, in Gestalt gigantischer Großbauten wie den Pyramiden.

Menschen müssen von da an nicht mehr wie Personen be-handelt werden, d. h. wie Individuen mit Gesicht und Namen. Sie werden jetzt im Prinzip zu „Leuten“, d. h. zu einem lebenden Dispositiv, das sich als Antrieb für eine riesige triviale Maschine nutzen lässt. Aus letztlich untrennbar mit Emotionen verknüpften Konversationen / Diskursen werden nun abstrakte *Kommunikationen* im Sinne des Soziologen N. Luhmann, denen man ihre mimetische Genese nicht mehr ansieht und für deren „Autopoiesis“ (Aufrechterhaltung) lebendige Individuen nicht mehr „zählen“. Das heißt: Sprach-Handeln kann von nun an (scheinbar) folgenlos von Emotionieren abgetrennt werden; es kann offen bleiben, ob die Adressaten etwa eines Befehls diesen mögen oder nicht, da auch so garantiert ist, dass Kommunikation sich an Kommunikation anschließt und die bestehende Gesellschaft sich fortsetzt. Es ist nicht zu befürchten, dass Kultur, Sprache und Gesellschaft deshalb auseinander brechen. Den Individuen tritt ihr eigener Zusammenhang scheinbar autonom („autopoietisch“, wie Luhmann sagt) gegenüber, obwohl sie ihn nach wie vor und buchstäblich mit ihren eigenen Händen und Füßen bzw. mit ihren inneren Bildern und Geschichten erzeugen – „sie wissen es nicht, aber sie tun es“ (Marx).



Der oben zitierte Marxsche Satz („Dieser Mensch ist z. B. nur König, weil…“ bringt nicht nur die binäre Codierung von Macht auf den Punkt; er macht zugleich deutlich, wie sie sich im Denken und Handeln der Menschen ver-körpert, ihnen quasi „in Fleisch und Blut“ übergeht. Dass das dennoch nicht ganz ohne Brüche abgegangen sein kann, reflektiert z. B. die in der Bibel erzählte Geschichte vom „Turmbau zu Babel“.

Die Blaupause dieser gewaltträchtigen Maschine ist im Prinzip bis heute die gleiche geblieben. Sie hat sich nur immer mehr verfeinert und sich zudem immer subtiler nicht nur in unser Nervensystem, sondern auch in die Produktion unserer inneren Bilder sowie in unsere kollektiven Denkformen und Dispositive eingeschrieben. Entscheidende Wegmarke war dabei (schon in der Antike) das *Geld* als reales vergesellschaftendes Kommunikationsmedium.

Etwa 1.000 Jahre später erfolgte dann die Verknüpfung des Geldes mit Maschinen-Technik in der Form von *Kapital.* Kapital, das war die heute allmählich wieder gewürdigte Einsicht von Marx, tendiert dazu, sich alle natürlichen Ressourcen schrankenlos einzuverleiben. In der Moderne besteht daher zunehmend die Tendenz oder die Versuchung, die beiden Spannungspole menschlicher Existenz einfach kurzzuschließen. Man glaubt, der menschliche Geist könne unbegrenzt Wissen „anhäufen“, mit dem sich Natur immer effektiver beherrschen und ausbeuten ließe.

Die gegenwärtig sich zuspitzenden globalen Krisen ebenso wie die ihnen entsprechenden individuell-psychischen Krisen („Burnout“) sind der Reflex genau dieses kurz-schlüssigen Denkens. Unsere heutige moderne Welt ist in ihren Details immer erklärbarer und kontrollierbarer geworden, während sie als Ganze immer mehr ins Schlingern zu kommen und die Orientierung – der oben des öfteren angesprochene Polarstern – verloren gegangen ist. „Wie steuert man ein System, das sich nicht steuern lässt?“ (der Titel eines Symposiums des Carl Auer Verlags mit H. Maturana).

Es spricht vieles dafür, dass die Bedeutung von Präsenz, also von Mimesis, in dieser Situation zunehmen wird. Dies deshalb, weil die kommende Gesellschaftsform „radikaler, als wir uns diese bisher vorstellen können, eine ökologische Ordnung sein (wird); wenn Ökologie heißt, dass man es mit Nachbarschaftsverhältnissen zwischen heterogenen Ordnungen zu tun bekommt, denen es an jedem prästabilierten Zusammenhang, an jeder übergreifenden Ordnung, an jedem Gesamtsinn fehlt.“ (Dirk Baecker) In Zukunft wird nicht nur die Gesellschaft, sondern werden auch Organisationen „dem Individuum eine Stelle einräumen (müssen), die (…) erst durch die spezifischen, ja idiosynkratischen Leistungen eines Individuums ausgefüllt werden kann.“ (Dirk Baecker) Anders gesagt: wir werden in der kommenden Gesellschaft lernen müssen, in Zwei-Seiten-Formen zu denken. Und genau da bietet sich Präsenz als Leitunterscheidung an.

In einer Art „Archäologie des Wissens“ müssen wir heute Schicht für Schicht abtragen, um wieder zur ursprünglichen Quelle vorzudringen.

Denken – ein gemeinsamer Tanz

Wichtig ist, zu erkennen, dass ein Denken im luftleeren Raum ein Ding der Unmöglichkeit ist; dass wir, um überhaupt denken zu können, außer dem eigenen Leib als Resonanzkörper auch noch einen fixen Bezugspunkt *im Außen* brauchen; und dass wir dazu eine Position, eine Rolle in einem sozialen Kraftfeld oder Netzwerk einnehmen müssen; d. h. wir müssen in eine Maske schlüpfen, auch auf die Gefahr hin, dass wir dabei, wie z. B. Heidegger im Nationalsozialismus, in schlimmster Weise auf „Holzwege“ geraten.

Unser heutiger moderner, aufgeklärter Alltagsverstand sagt uns zwar: „Ich bin der Autor und der Herr meiner Gedanken“; denn ganz offensichtlich können wir uns doch – wie schon Descartes oder der Rodin’sche „Denker“ – in die einsame Denkstube zurückziehen und alleine denken – „ich denke, also bin ich“. Und selbst noch der Mitarbeiter in der entfremdendenden Großorganisation kann sich in die „innere Emigration“ begeben und sich „seinen Teil denken“ – die Gedanken sind frei.

Aber der Alltagsverstand täuscht. Der „Tanz“, der etwa den König und seine Untertanen oder den frustrierten Mitarbeiter irgendwann in genau der Haltung eingefroren hat, die sie nun einnehmen, ist in der „Eigenform“ dieser Haltung aufgehoben: in der stolzgeschwellten Brust des Königs, dem krummen Rücken der Untertanen, in den Sprachfloskeln und im Burnout des Mitarbeiters einer Großorganisation. Noch einmal Marx: „Die Bewegung verschwindet in ihrem eigenen Resultat und lässt keine Spur zurück.“

Wie gesagt: das ist nicht als Wertung zu verstehen. Es geht nicht um das „Ob“, sondern um das „Wie“: Solange wir bei klarem Bewusstsein sind und nicht dement, im Delirium oder im Koma, bleibt uns menschlichen Wesen nichts anderes übrig, als an dem großen Drama teilzunehmen und in eine Rolle zu schlüpfen, in eine persönliche Charaktermaske. Aber wir haben die *Wahl*: Wir können die *innere Haltung* wählen, die dieser Maske unseren ureigenen, persönlichen Ausdruck gibt.

Lasse ich mich möglicherweise von meinen Sorgen, Ängsten, meinem Hass, meiner Gier treiben?

Gehe ich ignorant, mit Scheuklappen durch die Welt? Oder bin ich mir bewusst, dass ich Teil eines größeren Zusammenhangs bin, in dem alles, was ich tue, Folgen hat – für mich und für Andere? (Heinz von Foerster)

Lasse ich mich in dieser doppelten Kontingenz von Innen und Außen so einengen, dass ich den Kontakt zu meinen Ressourcen, zur Quelle meines Denkens verliere?

Literatur

Bateson, G. (1987): Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Frankfurt / M.

Baecker, D. (2007), Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt / M.

Donald, M: Triumph des Bewusstseins. Die Evolution des menschlichen Geistes. Stuttgart 2008.

von Foerster, H. (1993): Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Herausgegeben von S. J. Schmidt. Frankfurt / M.

Foucault, M. (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt / M.

Kant, I.: Kritik der Urteilskraft.

Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt / M.

Marx, K.: Das Kapital, Band I

Maturana, H.R., Varela, F. J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien.

Maturana, H. R.; Verden-Zöller, G. (1994):Liebe und Spiel. Die vergessenen Grundlagen des Menschseins. Heidelberg.

Tomasello, M. (2006). Why don’t apes point? In N. J. Enfield & S.C. Levinson (Eds.), Roots of Human Sociality: Culture, cognition and interaction (pp. 506-524). Oxford: Berg.

[1)] Isabelle Ehrhard, Sandmeere, Reinbek 1965